



1926-11-07

## Jean Richard Bolchs elsässischer Roman

Alice Schmutzer

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261107&seite=32&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Schmutzer, Alice, "Jean Richard Bolchs elsässischer Roman" (1926). *Essays*. 869.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/869](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/869)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## Jean Richard Blochs elsässischer Roman.

(„*Simler & Co.*“, Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig, 1926.)

Von **Alice Schmutzer**.

In letzter Zeit wurden immer häufiger Stimmen laut, die behaupteten, es gäbe keine französischen Erzähler großen Stils mehr. Aber da kommt Romain Rolland und kündigt unter Fanfarenklängen echter Begeisterung einen neuen Erzähler an, ja mehr als dies: einen Dichter Jean Richard *Bloch*. Sein Roman „*Simler & Co.*“ hat in Frankreich großen Erfolg gewonnen; nun tritt er, wie ich glaube, seinen Siegeszug im Gewand der deutschen Sprache in unseren Landen an. Vorweg muß gesagt werden, daß die Eigenwilligkeit seiner Diktion dem [Übersetzer] Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg legte, die nicht immer mit Glück überwunden wurden. Manche Sätze wirken in der [Übertragung] überladen, unklar, was dem Romanen lächelndes Spiel bedeutet, wird für den Deutschen oftmals lastenschweres, keuchendes Schleppen. Immerhin ist diese [Übersetzung] eine Tat, für deren Anregung man Stefan Zweig, für deren Durchführung man Paul Amann dankbar sein muß.

Wie fast jeder moderne französische Stilist, scheint Jean Richard Bloch in seiner genialen Detailschilderung von *Proust* beeinflusst, der Lehrmeister einer ganzen Schriftstellergeneration geworden ist, ihr die Prägnanz des Schauens beigebracht hat; doch auch Balzac und Zola haben für diesen jungen Erzähler das Erdreich bereitet. Ganz große Probleme werden angeschnitten, aber wieder fallen gelassen, fast als hätte in der Freude am Bilden der Künstler die Lust an den ursprünglichen Motiven verloren. Er ist ein Schilderer, der sich nur ungern selbst von seiner eigenen Komposition beengen läßt. Er bändigt sein Temperament bloß so weit, daß es dem Aufbau des Romans nicht schadet, wirft jedoch tiefe Gedanken und Argumente, die vielleicht ihm nur unter Qualen reisten, achtlos beiseite, weil ihn die Zeichnung eines Profils, einer Straßenfront, eines Hauseinganges oder Fabrikmagazins derart kaptiviert, daß er darüber alle sozialen Fragen vergißt. Mögen Soziologen ihm darob zürnen – zu seinem Glück als Künstler entscheidet er sich, „nur“ Erzähler, das heißt Schöpfer, zu sein. Wunderbar strömt seine Bildnerkraft, elementar bringt sie ihre Geschöpfe hervor, es sind keine Schemen, die, Ideenträger des Autors, seine Theorien artig hersagen, sondern Wesen von Fleisch und Blut, die ihre eigene, eigensinnige Sprache sprechen. Dabei fällt einem dieser den meisten großen Erzählern eigentümliche Zug rührender Naivität auf, der uns leise lächeln läßt. Sonderbar, daß die größten Meister diese Vorliebe für kindliche Sentimentalitäten hegen, denen manch kleineres Talent mit kluger Vorsicht aus dem Wege gegangen wäre. Darin, wie in manchem anderen, berührt sich dieser

Roman einer Elsässer Judenfamilie mit dem der englischen Patrizier der Forsyte-Sage. Hier wie dort wird einer der Nachfahren ein großes Land erwerben und in dem ruhigen Schreiten über Schollen wird die letzte Spur des „Schrittes jagender Wölfe“, mit dem sie ihre Karriere begannen, verschwinden. Man denkt, bis dahin hat es wohl gute Weile, aber unheimlich, ja schwindelerregend rasch, vollzieht sich hier Aufstieg und Niedergang. . . .

Der Vorwurf dieses Romans ist weder besonders neu noch originell. In Deutschland insbesondere hat er viele Vorläufer, zumal was den Aufbau der Fabel belangt. Ich brauche bloß an „Jettchen Gebert“ zu erinnern, ein Werk, das vor mehr als zwanzig Jahren unerhörten Bucherfolg errang. Für uns hat das Lokalkolorit hier etwas Fremdartiges: Uns sind die Verhältnisse der Elsässer Juden ebenso wenig wie die der kleinen westfranzösischen Fabrikstadt geläufig. Sonst findet man in diesen Begebenheiten nichts, was den Roman Blochs von anderen Lebensbildern der dem Ghetto entronnener Judenfamilien unterscheiden könnte. Was ihn aber hoch über die ganze Gruppe emporhebt, ist die bravouröse Technik, mit der sein Stoff gemeistert ist.

Die Handlung gibt nicht viel mehr als die alltägliche Geschichte einer Elsässer Judenfamilie, die in der Nachkriegszeit der siebziger Jahre ihr Heimatstädtchen verläßt, um als „gute Franzosen“ im „Mutterland“ zu bleiben, wohl auch dort die Konjunktur auszunützen. In wenigen Jahren sind sie reiche Großindustrielle geworden, einer der Söhne hätte fast eine Aristokratin geheiratet, und der Enkel ist bereits in äußeren Allüren und innerer Hohlheit von anderen Herrensöhnlein nicht mehr zu unterscheiden. Das Unternehmen wächst, schluckt nach und nach alles im Umkreis in seinen gierigen Schlund, gestaltet sich um, ist radikal fortschrittlich und erscheint den Augen des [Übersee-Simmler] doch schon wieder veraltet. Die Fabrik wird zum unersättlichen Moloch, verschlingt Menschenglück und Wert, bis nur mehr Untergang oder Flucht zur Wahl stehen. Die Enkel müssen wählen.

Daß diese Männer und Frauen Juden sind, ist zwar ein wichtiger, Licht und Schatten spendender Faktor, absolut entscheidend ist er keineswegs. Rührigkeit, ameisenhafte Betriebsamkeit sind bei ihnen deutlich bemerkbar, ebenso Kastengeist und Familiensinn, doch zwischen Adel und Kleinbürgertum besteht auch ohne Rassenunterschied eine Kluft, die nur Zeit und Geld zu überbrücken vermögen. So haben hier alle Geschehnisse allgemein menschliche Gültigkeit; das erhebt sie über den landläufigen Tendenzroman. Der Menschen und Gebäude, der Geräusche und Gerüche aber, denen wir in diesem Roman begegnen, werden wir weder müde, noch kann man sie leicht vergessen.

Da sind Dialoge, kleine dramatische Szenen von wundersamer Einprägsamkeit. Die Physiognomien treten scharf hervor, erinnern in der Strichführung an Daumier und Gavarni. Würde nicht ausdrücklich gesagt, daß das Werk noch vor dem Kriege beinahe vollendet war, man möchte schwören, daß hier Wissen um letzte Zusammenhänge, das nur die Hölle der Nachkriegsjahre uns vermittelte, am Werke war, diese milde Güte, dieses tolerante Verstehenwollen zeugte. Einzelne Bilder haften besonders im Gedächtnis. Da ist eines: die beiden jungen Simler sind nach Vendeuvre, der kleinen Provinzstadt, gekommen und haben mit zitternder Angst und doch voll Unternehmungslust eine verfallene Fabrik gekauft. Der Handel wurde mit so viel Vorsicht wie möglich, mit sicherem Raubtierinstinkt, abgeschlossen, aber die wilde Erregung zittert nach. Sie gehen zurück, „ihre Fabrik“ noch einmal zu besichtigen. Nachprüfend schreitet der Jüngere die Längsseite des Gebäudes ab; ob wohl die Maße stimmen? Er geht die Mauer entlang; nach neunzig, nein, nach hundert Schritten bleibt noch immer ein Rest, ein kleines Stück übrig — da bricht Jubel aus ihm — er ist toll vor Glück. Es folgt die Heimkehr und der Familienrat in Buschendorf. Dann, an einem frostigen Herbsttag, zieht die Familie in ihr neues Heim. Dieses Besitzergreifen, ist es vom ersten Ackern des Brachfeldes so sehr verschieden? Häßliches, schmutzig berußtes Mauernur würde man wünschen, daß eine neue Anstalt in Wien ihren Sitz findet, damit die Lehrpersonen engeren Kontakt mit den neuesten Errungenschaften der Pädagogik gewinnen, die sie aus Vorträgen, Kursen, Lichtbilder- und Filmvorführungen, an denen es in der Großstadt nicht mangelt, kennen lernen können.

Man wird Kinder *nie hindern können, etwas zu tun, was sie mit den Strafgesetzen in Konflikt bringt*, weil eine so absolute [Überwachung] unmöglich ist. Aber der in der Entwicklung stehende junge Mensch soll durch die erste Berührung mit dem Gericht nicht gleich zum Missetäter gestempelt werden. Denn *fühlte der sich einmal dieser Klasse zugehörig, so zieht er mitunter vor, ihr treu zu bleiben*. Um eine solche Einreihung des einzelnen in eine Kategorie zu verhindern, muß unbedingt gefordert werden, daß jeder Straffall ganz individuell behandelt wird, daß eine Beschäftigung mit der Person des [Übeltäters] und mit den Verhältnissen, in denen er aufgewachsen ist, erfolgt. Geschulte Pädagogen sind heranzuziehen. An gutem Material hiezu ist kein Mangel, da wir über viele lernbegierige Lehrer verfügen. Unter entsprechender Fürsorge darf aber keineswegs verstanden werden, daß Eltern oder Lehrer die Kinder *überzärtlich und überängstlich* vor den Einflüssen des Lebens abschließen. Im Gegenteil ist sogar den Heranwachsenden ein großes Maß von Bewegungsfreiheit zu lassen und erst dann einzugreifen, wenn sie Gefahr laufen, gesellschaftsfeindliche Bahnen zu betreten.



In letzter Zeit wurden immer häufiger Stimmen laut, die behaupteten, es gäbe keine französischen Erzähler großen Stils mehr. Aber da kommt Romain Rolland und kündigt unter Jansarenklängen echter Begeisterung einen neuen Erzähler an, ja mehr als dies: einen Dichter Jean Richard Bloch. Sein Roman „Simler & Co.“ hat in Frankreich großen Erfolg gewonnen; nun tritt er, wie ich glaube, seinen Siegeszug im Gewand der deutschen Sprache in unseren Landen an. Vorweg muß gesagt werden, daß die Eigenwilligkeit seiner Diktion dem Uebersetzer Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg legte, die nicht immer mit Glück überwunden wurden. Manche Sätze wirken in der Uebersetzung überladen, unklar, was dem Romanen lächelndes Spiel bedeutet, wird für den Deutschen oftmals lastenschweres, keuchendes Schleppe. Immerhin ist diese Uebersetzung eine Tat, für deren Anregung man Stefan Zweig, für deren Durchführung man Paul Amann dankbar sein muß.

Wie fast jeder moderne französische Stilist, scheint Jean Richard Bloch in seiner genialen Detailschilderung von *Proust* beeinflusst, der Lehrmeister einer ganzen Schriftstellergeneration geworden ist, ihr die Prägnanz des Schauens beigebracht hat; doch auch Balzac und Zola haben für diesen jungen Erzähler das Erdreich bereitet. Ganz große Probleme werden angeschnitten, aber wieder fallen gelassen, fast als hätte in der Freude am Bilden der Künstler die Lust an den ursprünglichen Motiven verloren. Er ist ein Schilderer, der sich nur ungern selbst von seiner eigenen Komposition beengen läßt. Er bündigt sein Temperament bloß so weit, daß es dem Aufbau des Romans nicht schadet, wirft jedoch tiefe Gedanken und Argumente, die vielleicht ihm nur unter Qualen reisten, achlos beiseite, weil ihn die Zeichnung eines Profils, einer Straßensfront, eines Hauseinganges oder Fabriksmagazins derart kaptiviert, daß er darüber alle sozialen Fragen vergißt. Mögen Soziologen ihm darob zürnen — zu seinem Glück als Künstler entscheidet er sich, „nur“ Erzähler, das heißt Schöpfer, zu sein. Wunderbar strömt seine Bildnerkraft, elementar bringt sie ihre Geschöpfe hervor, es sind keine Schemen, die, Ideenträger des Autors, seine Theorien artig hersagen, sondern Wesen von Fleisch und Blut, die ihre eigene, eigensinnige Sprache sprechen. Dabei fällt einem dieser den meisten großen Erzählern eigentümliche Zug rührender Naivität auf, der uns leise lächeln läßt. Sonderbar, daß die größten Meister diese Vorliebe für kindliche Sentimentalitäten hegen, denen manch kleineres Talent mit kluger Vorsicht aus dem Wege gegangen wäre. Darin, wie in manchem anderen, berührt sich dieser Roman einer Elfässer Judenfamilie mit dem der englischen Patrizier der *Jorsyte-Sage*. Hier wie dort wird einer der Nachfahren ein großes Land erwerben und in dem ruhigen Schreiten über Schollen wird die letzte Spur des „Schrittes jagender Wölfe“, mit dem sie ihre Karriere begannen, verschwinden. Man denkt, bis dahin hat es wohl gute Weile, aber unheimlich, ja schwindelerregend rasch, vollzieht sich hier Aufstieg und Niedergang.

Der Vorwurf dieses Romans ist weder besonders neu, noch originell. In Deutschland insbesondere hat er viele Vorläufer, zumal was den Aufbau der Fabel belangt. Ich brauche bloß an „*Jettchen Gebert*“ zu erinnern, ein Werk, das vor mehr als zwanzig Jahren unerhörten Bucherfolg errang. Für uns hat das Lokalkolorit hier etwas Fremdartiges: Uns sind die Verhältnisse der Elfässer Juden ebenso wenig wie die der kleinen westfranzösischen Fabrikstadt geläufig. Sonst findet man in diesen Begebenheiten nichts, was den Roman Blochs von anderen Lebensbildern der dem Ghetto entronnener Judenfamilien unterscheiden könnte. Was ihn aber hoch über die ganze Gruppe emporhebt, ist die bravouröse Technik, mit der sein Stoff gemeistert ist.

Die Handlung gibt nicht viel mehr als die alltägliche Geschichte einer Elfässer Judenfamilie, die in der Nachkriegszeit der siebziger Jahre ihr Heimatstädtchen verläßt, um als „gute Franzosen“ im „Mutterland“ zu bleiben, wohl auch dort die Konjunktur auszunützen. In wenigen Jahren sind sie reiche Großindustrielle geworden, einer der Söhne hätte fast eine Aristokratin geheiratet, und der Enkel ist bereits in äußeren Mäuren und innerer Hohlheit von anderen Herrenjünglein nicht mehr zu unterscheiden. Das Unternehmen wächst, schluckt nach und nach alles im Umkreis in seinen gierigen Schlund, gestaltet sich um, ist radikal fortschrittlich und erscheint den Augen des Uebersetzer-Simmler doch schon wieder veraltet. Die Fabrik wird zum unerträglichen Moloch, verschlingt Menschenglück und Wert, bis nur mehr Untergang oder Flucht zur Wahl stehen. Die Enkel müssen wählen.

Daß diese Männer und Frauen Juden sind, ist zwar ein wichtiger, Licht und Schatten spendender Faktor, absolut entscheidend ist er keineswegs. Mühsigkeit, ameisenhafte Betriebsamkeit sind bei ihnen deutlich bemerkbar, ebenso Kostengeist und Familiensinn, doch zwischen Adel und Kleinbürgertum besteht auch ohne Rassenunterschied eine Kluft, die nur Zeit und Geld zu überbrücken vermögen. So haben hier alle Geschlechte allgemein menschliche Gültigkeit; das erhebt sie über den landläufigen Tendenzroman. Der Menschen und Gebäude, der Geräusche und Gerüche aber, denen wir in diesem Roman begegnen, werden wir weder müde, noch kann man sie leicht vergessen.

Da sind Dialoge, kleine dramatische Szenen von wunderbarer Einprägsamkeit. Die Physiognomien treten scharf hervor, erinnern in der Strichführung an Daumier und Gavarni. Würde nicht ausdrücklich gesagt, daß das Werk noch vor dem Kriege beinahe vollendet war, man möchte schwören, daß hier Wissen um letzte Zusammenhänge, das nur die Hölle der Nachkriegsjahre uns vermittelte, am Werke war, diese milde Güte, dieses tolerante Verstehenwollen zeugte. Einzelne Bilder haften besonders im Gedächtnis. Da ist eines: die beiden jungen Simler sind nach Vendevre, der kleinen Provinzstadt, gekommen und haben mit zitternder Angst und doch voll Unternehmungslust eine verfallene Fabrik gekauft. Der Handel wurde mit so viel Vorsicht wie möglich, mit sicherem Raubtierinstinkt, abgeschlossen, aber die wilde Erregung zittert nach. Sie gehen zurück, „ihre Fabrik“ noch einmal zu besichtigen. Nachprüfend schreitet der Jüngere die Längsseite des Gebäudes ab; ob wohl die Maße stimmen? Er geht die Mauer entlang; nach neunzig, nein, nach hundert Schritten bleibt noch immer ein Rest, ein kleines Stück übrig — da bricht Jubel aus ihm — er ist toll vor Glück. Es folgt die Heimkehr und der Familienrat in Buschendorf. Dann, an einem frostigen Herbsttag, zieht die Familie in ihr neues Heim. Dieses Besüßergreifen, ist es vom ersten Achem des Brachfeldes so sehr verschieden? Häßliches, schmutzig berufenes Mauer-

Man würde man wünschen, daß eine neue Anstalt in Wien ihren Sitz findet, damit die Lehrpersonen engeren Kontakt mit den neuesten Errungenschaften der Pädagogik gewinnen, die sie aus Vorträgen, Kursen, Lichtbilder- und Filmvorführungen, an denen es in der Großstadt nicht mangelt, kennen lernen können. Man wird Kinder nie hindern können, etwas zu tun, was sie mit den Strafgesetzen in Konflikt bringt, weil eine so absolute Ueberwachung unmöglich ist. Aber der in der Entwicklung stehende junge Mensch soll durch die erste Berührung mit dem Gericht nicht gleich zum Missetäter gestempelt werden. Denn fühlt er sich einmal dieser Klasse zugehörig, so zieht er mitunter vor, ihr treu zu bleiben. Um eine solche Einreihung des einzelnen in eine Kategorie zu verhindern, muß unbedingt gefordert werden, daß jeder Strassfall ganz individuell behandelt wird, daß eine Beschäftigung mit der Person des Uebeltäters und mit den Verhältnissen, in denen er aufgewachsen ist, erfolgt. Geschulte Pädagogen sind heranzuziehen. An gutem Material hierzu ist kein Mangel, da wir über viele lernbegierige Lehrer verfügen. Unter entsprechender Fürsorge darf aber keineswegs verstanden werden, daß Eltern oder Lehrer die Kinder über z ä r t l i c h und über ä n g s t l i c h vor den Einflüssen des Lebens abschließen. Im Gegenteil ist sogar den Heranwachsenden ein großes Maß von Bewegungsfreiheit zu lassen und erst dann einzugreifen, wenn sie Gefahr laufen, gesellschaftsfeindliche Bahnen zu betreten.